

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 305.

Samstag, 30. Dezember.

1916.

Der Bojar.

(9. Fortsetzung.)

Ein Roman aus Rumänien von Mite Kremnig.

(Nachdruck verboten.)

Raoul mußte sein bestimmtes Pensum lernen, während sein Hauslehrer mit dem Fürsten draußen in Locaso den Luftballon steigen ließ. Der Knabe wurde in seinem Zimmer eingeschlossen. Konnte er abends nicht aufpassen, was ihm aufgegeben war, so mußte er in die Nacht hinein lernen. Todmüde saß er dann da und konnte kaum die Augen offen halten. Er wurde blaß und blässer. Was er sich einbläute, begriff er nicht, konnte es nicht behalten. Sein kleines, blutleeres Gehirn war nicht mehr imstande, etwas aufzunehmen.

War Raoul allein, kam manchmal die Wirtschafterin zu ihm, herzte ihn und brachte ihm geröstete Kastanien.

Der Lehrer äußerte sich mißfällig zu Fürst Demeter über die Unaufmerksamkeit und Beschränktheit des Jungen. „Es wäre schrecklich“, meinte er, „wenn solch ein Knabe einmal berufen sein sollte, den Thron seines Vaters zu besteigen!“

Obgleich zu ihm der Fürst nie von Politik gesprochen hatte, glaubte der Lehrer doch verstanden zu haben, wo das Ziel seines Gebieters lag.

Der Erzieher hielt sich für gewissenhaft. Hatte er doch Raoul sehr zurückgelassen vorgefunden. Der Knabe war bald zehn Jahre alt, hätte Quarta-Reife haben müssen. Raoul verstand fast kein Wort Deutsch — und aller Unterricht wurde ihm in dieser Sprache erteilt. Er arbeitete vom Morgen bis zum Abend und wurde nur müder und verwirrter.

Eines Tages wurde das Kind von heftigem Fieber befallen. Nach der Ansicht seines Vaters konnte Fieber nur durch Bewegung kuriert werden. Das Kind wurde also im Freien herumgetrieben, bis es umsinkt.

Raouls bleiches Gesichtchen war so klein geworden und die blauen Augen leuchteten so märchenhaft klar und groß, daß Sofie Petru erschrak, als sie ihm auf der Straße begegnete. Sie machte sich Vorwürfe, sich so lange nicht um ihn gekümmert zu haben. Nun lud sie ihn zu sich und schrieb an den Fürsten eines der Billette, die nur sie so niedlich schreiben konnte. Es war eigen, wie all die Diebsamkeit und Geschmeidegier, die ihrer Person fehlte, sich ihrem Stil gegeben hatte! Der Fürst wollte die Bitte zuerst abschlagen, da der Erzieher nicht mit eingeladen war; auch erinnerte er sich an den Brief seines Sohnes und es reizte ihn, dem Jungen weh zu tun, der so sehr an Sofie hing. . . . Schließlich aber schien es ihm bequemer, ja zu sagen.

Sofie oina seit dem Abend, an dem George um ihre Hand angehalten, wie im Traume umher. Ihre ganze Natur schien sich verändert zu haben, sie fühlte Leben in sich pulsen und warf die überfüllte ihres Glückes auch auf andere. Es war ihr so neu, zu vertrauen! Deshalb tat sie's aus dem Willen und unbedingte. Ihre warme, großmütige Regung klagte sich selbst an, wenn sie ihren Verlobten zu kalt, zu formell fand. Sie erklärte alles zu seinem Vorteil.

Auch äußerlich war sie verändert. Ein rosiger Glanz ergoß sich über sie, und sie bewegte sich schnell. Ihre Gebärde hatte Freundigkeit.

Raoul sah es mit seinen scharfen, altflugen Kinder-Augen. Mit unerklärlichem Schmerz nahm er die größere Zärtlichkeit hin, die Sofie ihrem kleinen Gast widmete. Er fühlte sich gekränkt von ihrer liebevollen Güte.

Raoul haßte diesen George, von dem sie zu ihm sprach wie von einem Grillen, und er war froh, als er endlich nach Hause geholt wurde. Lieber noch das viele Kopfweh, die vielen Arbeitsstunden und die große Müdigkeit, als Sofies Mitleid! Er wollte ein starker und ein gescheiter Mann werden, dann sollte sie Schutz bei ihm suchen, und er würde Heldentaten für sie verrichten! Daß aber die Heldentaten damit beginnen sollten, Deklinationen und Konjugationen zu lernen, das nahm ihm allen Frohsinn. Sein eintöniges Leben schien ihm unendlich schwer und endlos lang.

VIII.

Paula fühlte sich leidend. Sie lebte zwischen Bett und Sofa. Und sie war tief verstimmt. Nicu, manchmal nahe daran, zu verzweifeln, seufzte über die schwer erkaufte Watterfreude.

Einmal hatte sich Nicu bei Veri erkundigt, ob alle Frauen in den ersten Wochen ihrer Mutterschaft leiden müßten. Veri meinte, seine Frau habe dabei nie gelitten.

„Cleopatra ist eine Ausnahme in allem!“ — dachte Nicu. Er sehnte sich nach ihrer unverwundlichen Heiterkeit. Seit seiner Verheiratung hatte er die Einsamkeit nicht mehr unter vier Augen gesprochen. Immer schwerer wurde es ihm, der Versuchung zu widerstehen. Es reizte ihn, sie des Fürsten Demeter wegen zur Rebe zu stellen. —

Wenn Paula ihren Mann anälte, so quälte sie sich selbst weit mehr. Sie war im höchsten Grade mit sich unzufrieden. Weinte stundenlang darüber, daß sie nicht imstande war, Glück zu verbreiten. O, sie würde ein schlechte Mutter werden, nicht Geduld und Ausdauer haben! So gern hätte sie sterben mögen!

Paula erfuhr, daß ihres Mannes Vermögensverhältnisse schlecht standen. Er hatte Hypotheken auf sein Gut aufgenommen. Boş Navru, der sie ihre Tür nicht verbieten konnte, teilte es ihr mit. Nun bestand Paula auf Einschränkung. Ihr Mann sollte Wagen und Pferde abschaffen.

„Aber dann denken alle, ich sei ruiniert!“
„Besser, daß sie es denken, als daß es wirklich geschieht! — Unser Kind soll zur Wahrheit erzogen werden. Jeder falsche Schein ist schändlich!“

„Die Pferde kosten wenig, das Futter habe ich vom Gut, und der Kutscher ist seit zwanzig Jahren im Hause.“

Es nützte ihm nichts. Wohl hatte er, unter tausend Vorwänden, die Sache noch acht Tage hinausgeschoben, aber eines Morgens raffte sich Paula in seiner Abwesenheit auf. Sie ließ einen Juden kommen, der den Verkauf besorgen sollte, und kündigte dem Kutscher.

Nicu brauste auf, als er es erfuhr: „Ich bin Herr im Haus!“

Paula entgegnete kalt: „Wenn du keine Vernunft hast, muß ich sie für dich und für unser Kind haben!“ Das Kind ist dir ein willkommener Vorwand, du machst es für mich zum Popanz! Bis es kommt, wirst du es wohl so weit gebracht haben, daß ich es hasse!“

„Dann wird es sich mit meiner Liebe begnügen müssen“, antwortete sie, ging in ihr Zimmer, legte sich hin und weinte. Flehend sprach sie in ihrem Innern: Wenn doch jemand käme und mir die Härte fortnähme! Ich weiß nicht, was mich treibt, daß ich nicht lieb und weich sein kann! Es ist etwas verquer in mir. Ich fühle doch, daß alles anders wäre, wenn . . . Sie grübelte: Gibt es einen reinen Einklang in der Ehe? Selbst von Liebe, die Menschen zusammengeführt, entwickelte sich Disharmonie aus der engen Gemeinschaft. Sie hatte doch aus Neigung geheiratet? So stolz war sie gewesen, so stolz, als ihr Mann um sie geworben, nie hatte ihr möglich geschienen, ihn nicht zu lieben. . . Ein gut erzogenes Mädchen glaubt ja immer, den Mann zu lieben, der ihr zuerst von Liebe spricht. Und sie, — wie sollte sie nicht . . .!? War sie sich nicht dankbar bewußt, daß der Mann, der viele Frauen gekannt, sie, gerade sie auserwählte, die Gefährtin seines Lebens zu sein?

Nicu lachte über derlei Gedanken und nannte seine Frau eine sentimentale Deutsche. Ja, er bedauerte ernstlich, daß ihr Vater sie in Dresden hatte erziehen lassen.

Oft, wenn er ihre Hand nahm und sie streichelte, fühlte Paula den kaum zu überwindenden Drang, ihm die Hand zu entziehen. Ein nervöses Unbehagen überlief ihre Haut. Das war nun sehr unrecht und wahrscheinlich Folge ihres Zustandes — dachte Paula — und Nicu sollte es auch nie merken. . . Aber darum war es doch da, mit aller schrecklichen Roheit des Wirklichen. „Es wird sich wieder abstumpfen“, tröstete sich die kleine Frau, „das alles ist ja krankhaft.“

Es war ein klarer, kalter Wintermorgen, die helle Sonne lachte ins Freie. Paulas Gatte hatte Besuch von mehreren Herren, sie politisierten wieder. So ging sie denn fort, ohne es ihm zu sagen. Welche Freude, die frische Luft zu fühlen, die ihr Gesicht rötete! Die ganze Jugendkraft überkam sie, als sie die wohlgepflegte Straße entlang eilte. „Törin, fühlst du es? Der Körper soll nicht Dual und Last sein! Er will sein Wohlfühl!“ Und zärtlich glitt ihre sanfte Hand über die wenig gewölbte Brust. Da flackerte plötzlich ein kleiner, kleiner Gedanke in ihren Sinnen auf . . . und sie errötete . . .

Paula mußte umkehren. Sie nahm einen Wagen und bog in die belebten Straßen einz. Mitten im größten Gedränge sah sie einen Leiterwagen, der einen leeren Sarg zur Stadt hinaus fuhr.

Solch ein Gefährt der Bauern, die aus ihrem Dorf kommen, um in der Stadt die Bretter zu kaufen, zwischen die sie ihr Viehsties betten werden, machte ihr immer einen besonders traurigen Eindruck. Ein leerer Sarg ist etwas Rührendes. Ist ein Ding, das seinen Zweck noch nicht erfüllt hat — und der wird Leid und Verzweiflung sein.

Als Paula aus dem Laden trat, wo sie ihren Seidenvorrat erneut hatte, stieß sie, beinahe Brust an Brust, auf George Belescu. Sie geriet in Verwirrung. Er sprach von seiner Freude, sie wieder hergestellt zu sehen und erbat die Erlaubnis, sie zu besuchen. Paula stieg in den Wagen und fuhr nach Hause.

Die Begegnung hatte sie so verwirrt, daß sie kaum imstande war, sich zu besinnen, wie sie eigentlich mit George stand. Seit jenem heftigen Austritt an seinem Verlobungstage hatte sie ihn nicht mehr gesprochen.

Aber als er nun kam, streifte seine ruhige Unbefangtheit alles Feinliche ab. Es schien ihr selbstverständlich, daß sie mit ihm war, wie früher je . . .

Nicu hatte gegen Georges Besuche nichts mehr einzuwenden. Es freute ihn, seine Frau wohler zu sehen.

Zu driff saßen sie am Frühstückstisch. Und Paula strahlte. Eine lang vermißte, wohlthätige Ruhe zog in ihr ein. Sie sah George an, und ihr wurde so wohl, daß sie hätte weinen mögen . . .

Als er dann einmal in der alten brüderlichen Weise ihre Hand streichelte, ließen ihre leise die Tränen hinab.

Gleich nach Tisch entfernte sich Nicu. Eine Bangigkeit ohnegleichen beschlich mit einem Male Paula. In ihrem Boudoir saß sie mit George. Sie schwiegen beide.

„Paula“, begann George nach langer Stille, „sag! Was ist das zwischen uns?“

Er hatte sich zwar vorgenommen, jede gefährliche Frage zu vermeiden, aber der Augenblick war stärker als er.

Paula antwortete nicht gleich. Sie blickte den Mann lange an, der da mit verschlossen-ernsten Zügen vor ihr saß. Es war ihr wunderbar, ihn zu betrachten. Wieder traten ihr die Tränen in die Augen.

George stand auf, als er es sah, und trat ans Fenster.

„Georgel“, sagte sie leise. „Warum heiratest du das fremde Mädchen?“

Er stand regungslos. Mußte es zu einer Auseinandersetzung zwischen ihnen kommen? War sie denn blind, daß sie es nicht vermied? Konnten sie sich nicht schweigend verstehen, hatte sie denn in seinen Augen nichts gelesen?

Als er noch immer schwieg, begann sie von neuem:

„Gerade sie, Georgel! Warum mußt du sie wählen? Ich hätte dir eine liebe kleine Frau ausgesucht, die auch ich hätte lieb haben können.“

„Oh, die Frauen, die Frauen! Mit ihrer instinktiven Falschheit!“ entgegnete George hart, und wandte sich ihr zu. „Du weißt, Paula, warum ich Soffie heirate. Du weißt, daß ich dich liebe! Daß ich deinen Namen nicht verunglimpfen lassen kann! Weißt, daß es gut ist, eine Doppelmauer zwischen uns aufzurichten! Du weißt alles, Paula! Du weißt, daß ich, als ich nach meines Bruders Tod an mein Glück denken durfte, nur einen Gedanken hatte: Dich! Es war zu spät. Du warst Nicu Nabru versprochen. Wäre ich es nicht gewesen, der durch Nicus Abweisung genommen hätte, so würde ich deinem Vormund geschrieben haben, daß Nicu nicht geschaffen ist, dich glücklich zu machen. So konnte ich es nicht — und du — du — hattest seine Vererbung angenommen! — Nun habe ich dir gesagt, was ich nie hätte sagen dürfen . . .“

Er stand ihr gegenüber. Sie hatte sich im Sofa zurückgelehnt. Sich anzusehen, wagten beide nicht. Wie zwei Verbrecher fürchteten sie sich vor dem nächsten Wort. Er ging zurück ans Fenster und preßte seine Stirn an den kalten Messingknopf. Ihm schwindelte. Es war ihm, als sei das ganze Leben eine törichte Illusion. Seine politischen Bestrebungen, alles, alles würde er von sich abschütteln. Nur eines dünkte ihm wichtig: Hier vor ihm die Frau, die er liebte, die er in seine Arme nehmen konnte und mit ihr der Welt entfliehen . . . In der kurzen Spanne des Lebens sollte er etwa sein Glück nicht greifen? In so kurzer Zeit würden alle tot sein, die ihn verurteilen konnten — und er mit ihnen. Ob sein Bild in Vergessenheit sank mit oder ohne Flecken — was lag daran?

„George“, hörte er plötzlich Paula mit klarer, ruhiger Stimme sagen. „George, wir müssen unsere Liebe zu einem Segen für unser Leben machen! Du ahnst nicht, wie deine Nähe mir wohlthut, wie du mich in höchstem Sinne beglückst, wie du mich besser machst. Das ist die Liebe. In dem Sinne will auch ich auf dein Leben wirken. Scheinbar getrennt, werden wir doch in Wahrheit vereint sein, und was nutzlos und klein in uns war, wird geläutert und gebessert werden. Willst du mir Leben helfen, wie ich dir? Willst du mir immer deine Sorgen sagen, damit ich die eigenen vergesse?“

„Die Sorgen“, entgegnete er, „die machen wir uns selbst! Bin ich bei dir, hab' ich keine Sorgen . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Es preist die Welt des Mannes Heldentum,
Der viele Feinde hat im Streit vernichtet;
Doch einem wohl gebührt noch höherer Ruhm,
Dem, der so viel er konnte, Streit geschlichtet.

Alb. Roderich.

Auf den Straßen der Flucht.

Von E. Hampe.

Die Massenflucht der Bevölkerung ist eine der furchtbarsten, aber regelmäßigen Begleiterscheinungen jedes schnellen Vormarsches. Von der geschlagenen Truppe aus läuft der von wilden Schreckensklängen geborene Punkt der Panik die Verbindungsstränge der Front entlang, gleich einem elektrischen Strom, alles, worauf er trifft, in Hast und Bewegung versetzend. Schon hier an den Sammelstellen des Nachschubs und der Munition schafft er heillose Verwirrung, schwillt aber lawinenartig an, je weiter er nach rückwärts dringt, wo kein Befehl oder bestimmte Nachricht das ziellose Spiel der Phantasie mehr hemmt, und schlägt schließlich wie eine Flamme in ein Meer von Stroh in die ängstlich lachende, fieberhaft gespannte Volksseele der bedrohten Landstriche, hier alle Vernunft in den tollen Strudel einer überreizten, planlosen Flucht hineinziehend. Die ausbrechende, sinnlose Angst, geschürt und übertrieben von falschen Gerüchten und Vorstellungen über die Handlungsweise des anrückenden Feindes, ersticht jede Rest von Überlegung und Willen und verwandelt den ungebildeten Menschen in ein Tier, das, von wilder Flucht gepackt, rudelweise vor dem Verfolger davonjagt, ohne Weg und Ziel, bis es schließlich irgendwann und wo sich erschöpft und verirrt, niederbricht, leidet und verendet. Es gibt keine furchtbarere Massensuggestion als solche Massenflucht; ihre Schwingungen schlagen zitternd bis an die fernsten Landesgrenzen.

Alle Wege sind überfüllt von dem sich fortwälzenden Strom der Flüchtlinge, die sich rast- und ruhelos dahinschlagen, um den Vorsprung vor ihren zurückstutenden eigenen Heeresmassen einzubehalten. Alles ist mitgezerrt in den Strudel der Flucht, wandende Greise, unermüdete Kinder, schwache und schwangere Frauen. Selbst das gesamte Groß- und Kleinvieh will man retten und treibt es kreuz und quer in breitem Schwarm neben der Flüchtlingstraße entlang, hier und da ein Stück verlierend und es seinem Schicksal überlassend. Bis zum Stürzen beladene Wagen schwanke dazwischen und tragen die Last ganzer Häuser. Mühsam davor quält sich das einzige schwache Pferd oder trottet ein mageres Rind. Grausam verzweifelte Schläge treiben es Schritt für Schritt nach vorwärts. Aber einmal ist seine Kraft am Ende. Die Xritte rasender Menschen selbst wecken das verendende Tier nicht mehr zu neuem Leben. Und nun liegen die Menschen am Wege neben der sonst getretenen Gasse, hilflos und obdachlos, hungernd und frierend. Die Zeichen vom Nahen der Heeresmassen mehrten sich Stunde um Stunde, indes sie in dumpfer Verzweiflung vergebens irgend einer Rettung harren.

Je näher die Heeresmäulen heranrücken, um so weiter schwindet jegliche Hoffnung. Da ist keiner der tausend Fliehenden, der sich ihrer erbarmt. Der Schritt unzähliger Truppen, endlos vorbeiziehende Wagenreihen drängen sie roh von der Straße, stoßen rücksichtslos den hochbeladenen hinderlichen Wagen vom Straßenrand hinab, daß die teure Habe, die ihr Besitzer nicht verlassen wollte, durcheinander wirbelt, nach sich von ihren Lebensmitteln und vom Vieh, was sie brauchen, und treiben es in ihrem Strom mit sich fort. Endlos ist der Vorheimarsch der Truppen, an ein Weiterziehen, auch zu Fuß, ist jetzt für die Flüchtlinge nicht zu denken. Stumm sitzen sie auf dem Rest ihrer Habe, trostlos in die Ferne starrend, die immer und immer mehr Kriegsvolk heraufführt. So kommt die Nacht, die kalte und ruhelose, bis am bleichen Morgen der Strom der fliehenden Truppen langsam verebbt. Noch einmal sprengen Reitertruppen an ihnen vorbei; auch bleibt einer bei ihnen halten. Der Führer verständigt seine Leute in fremden Lauten, sie durchzählend der Flüchtlinge letztes Gut, und finden sie es kostbar, so legen sie

Feuer darunter, damit es dem Feind nicht in die Hände fällt. Während die Flammen hochzüngeln, schwingen die Reiter sich auf die Säule und jagen davon. Verlassen und hoffnungslos, ohne Speise und Trank, erwartet das Volk der Flüchtlinge an der Wege Ränder die nahenden Verfolger . . .

Und wieder senkt die Nacht ihre Schatten über das Glend längs der Marschstraßen. Sie verhüllt den heißen Verzweiflungskampf derer, die mit letzter Kraft sich losreißen vom allem, was ihnen sonst das Liebste und Teuerste war, um allein in dunkler Nacht weiter durch die unbekannte Gegend zu fliehen, soweit ihre schwachen Kräfte sie tragen mögen. Aber viele haben nicht mehr den Mut und die Kraft dazu . . .

So findet sie am Morgen der Verfolger. Unzählige lagern noch stumpf zu seiten der Marschstraßen. Um sie drängen sich die letzten Haustiere, Kälber, Schweine und Schafe, alle zum Tode ermattet. Und je weiter die Truppe rückt, um so schauerlicher wandeln sich die begleitenden Wilder der Straßen. Da wechseln traurig lachende Trümmerhaufen mit flüchtig verlassenen Lagerplätzen aus verstreuten Kissen, Decken und Matten. Daneben liegt das Vieh verendet. Die Pferde vor dem umgestürzten Karren im Geschirr hingerückt. Die Schweine haben sich im Todeskampf ihr eigenes Grab gewühlt, hier und da regt sich noch ein Lebewesen, reckt sich noch ein Kopf, stöhnt noch dumpf ein sterbendes Tier, oder erhebt sich mit letzter Kraft, um dann hintorkeind für immer niederzubrechen . . .

Weiter und weiter wälzen sich die Heeresmäulen ins Land hinein. Milde Mittagssonne überhüllt jag die trostlosen Gesilde des Jammers. Festgeruch erfüllt weithin die stille Luft. Noch immer hoden Scharen von Flüchtlingen in dumpfer Verzweiflung am Straßenrand. Aber je tiefer landeinwärts man ihnen begegnet, um so weiter ist das Verhängnis schon über sie gekommen. Hohläugig schauen sie mit sterren Augen den fremden Soldaten entgegen. Ihre Heiligenbilder haben sie zum Schutze rings um sich aufgestellt oder an Bäumen zu ihren Häupten gehängt. Da hält ein Greis mit wallendem Haupt- und Barthaar ein Buch in der zitternd erhobenen Hand und betet unaufhörlich leise vor sich hin. Der Tod geht um! Am lichten Sonnentage inmitten des lebendigen Pulschlages eines vorüberziehenden Millionenheeres sucht er längs der Straße seine Grute . . .

Zwischen verlassenen Lagerstätten liegt in Decken gehüllt ein einzelner Greis. Seine Weggenossen sind weiter geflohen und haben den gebrechlichen Kranken seinem Schicksal überlassen. Die Sonne bescheint sein müdes, welkes, verzerrtes Gesicht, seine bebende wächserne Hand, die er mit letzter Kraft immer wieder flehentlich zu erheben versucht, zeigt, daß er bald ausgelitten . . .

Und neben einem einsam verlassenen Wagen sitzt ein kleiner blonder Knabe. Überbläß ist seine Gesichtsfarbe. Sein hülseeres Händchen spielt unermüdet mit dem losen Sand der Straße, den er hebt und durch die gespreizten Finger wieder zurückgleiten läßt. Diese Bewegung scheint so regelmäßig wie das Pendel einer Uhr, aber wird immer schwächer, müder . . . Er sieht nicht auf, so versunken ist er in sein Spiel. Und spielend wird er sterben, fern von Vater und Mutter, die ihn verlassen, um ohne diese Last weiter zu fliehen . . .

Aber dort ist noch Bewegung in einer Gruppe tierisch-stumpfer Menschen. Da löst sich aus ihr ein junges Weib, ein Knäblein an der Brust und eins an der Hand, und schwankt dem Strom der Mäuler mit unsicheren Schritten entgegen. Sie ist die Einzige, die Mut und Kraft hat, sich dem vorbeirückenden Millionenheer entgegen zu werfen. Mutterliebe löst ihren bleichen Mund unverständliche Worte lassen und ihre todestrurigen Augen unter versunkenem müden Lächeln herzerreißende Bitten flehen. Und manche derbe Soldatenfrust legt das letzte Stück Brot in die zitternden, gierigen Hände der jungen Mutter, deren Liebe so zum Netten vieler wird.

Schweigend ziehen die Truppen vorüber an diesen schauerlichen Bildern eines Volkes auf der Flucht, das darbt und leidet am Rande seiner Straßen. Es schuf sich selbst solch bitteres Los. Denn es rief den Krieg. Nun muß es auch all seine Schrecken tragen, die ihm folgen! . . . (Bens. Wn.)

Aus der Kriegszeit.

Ein Vortrag über Kriegerheimstätten vor Feldgrauen. Aus Lille wird uns geschrieben: A. Damaschke, der unermüdliche Vorkämpfer für Bodenreform, weilte dieser Tage an der Westfront, um in mehreren Vorträgen auch hier für die Schaffung von Kriegerheimstätten Interesse zu erwecken. Einem Vortrag in Brüssel (im Generalgouvernement) folgten solche in dem Truppenlager Beverloo und nunmehr auch in Lille. Die Feldgrauen lauschten den Ausführungen des Redners mit sichtlich Spannung. Es frisst den Mut und die Tatkraft auf, wenn der Soldat im Felde weiß, daß in der Heimat Bestrebungen im Gange sind, den zurückkehrenden Kriegern eine gute Heimstätte zu bieten. Nachdem der Reichstag am 24. Mai 1916 einstimmig eine Entschließung angenommen hat, wonach die Bestrebungen zur Beschaffung von Kriegerheimstätten zu fördern sind, und nachdem am 8. Juli 1916 das bekannte Kapitalabfindungsgesetz von den Abgeordneten genehmigt worden ist, darf man der Hoffnung sein, die guten Absichten der Verwirklichung zusteuern zu sehen. Im Felde selbst herrscht begreiflicherweise ein lebhaftes Interesse für diese Idee. Damaschke erzählte, daß fast jede Woche eine Reihe von Zuschriften und Sendungen aus dem Felde eintrifft. Einige Beispiele mögen das illustrieren: Ein Feldwebellieutenant schickte von seinem Krankenlager in Verviers eine größere Summe, die für die Propagandatätigkeit verwendet werden möge. Bei einem jungen Oberleutnant, der in der Sommeschlacht gefallen ist, fand man einen Zettel, „Mein letzter Wille“, auf dem es hieß, daß er alles von seinem Gehalt als Offizier ersparte Geld Herrn Damaschke überweise, damit dieser die Literatur über die Kriegerheimstätten verbreiten könne. „Ich weiß, daß der Gedanke an solche Heimstätten meinen Mannschaften neue Hoffnungen, neuen Mut gibt“, hieß es auf dem eigenartigen Testament des hochsinnigen Offiziers. Ein Kommerzienrat aus Hannover, dessen einziger Sohn gefallen ist, überwies ebenfalls eine größere Summe, weil „sein Sohn stets von der Idee der Heimstätten geschwärmt habe“. Mit sichtlich Freude erzählte mir Damaschke, daß in Darmstadt nach einem Vortrag im Kongress für Bevölkerungsfragen der Großherzog und die Großherzogin dem Bunde Deutscher Bodenreformer beigetreten seien, und zwar mit dem ausdrücklichen Hinweis, das bekannt zu geben, damit andere dem Beispiel folgten. Ohne Zweifel werden die Bestrebungen Damaschkes und seiner Anhänger auf einen guten Boden fallen. Es handelt sich hier nicht um ein Streiten für oder wider die Bodenreform, sondern darum, die heimkehrenden Krieger von der Ungewißheit ihrer Zukunft zu befreien, wie das der unlängst verstorbene Professor Czerny (Heidelberg) kurz vor seinem Tode in einem Schreiben an Damaschke treffend ausgedrückt hat: „Wir müssen schon jetzt dafür sorgen, daß die Hunderttausende heimkehrender Krieger nicht durch Bodenspekulationen und unbezahlbare Mieten von ihren Heimstätten vertrieben, zu Gewalttaten schreiten und in Enttäuschung und Verbitterung verfallen. . . . Es ist eine Riesenaufgabe, die nicht von heute auf morgen gelöst werden kann, die aber die erste und die wichtigste Friedensarbeit sein muß.“ (36.)

Silvester. Das hätte sich der am 31. Dezember 835 gestorbene Papst Silvester I. bei Lebzeiten wahrhaftig nicht träumen lassen, daß an seinen Namen und an seinen Todestag sich dereinst fast in der ganzen Welt ein so lustiges, fröhliches und übermütiges, ja ausgelassenes Treiben knüpfen würde, wie wir es bis zu dem gegenwärtigen schweren Kriege am Silvesterabend und in der Silvesternacht alljährlich erleben konnten. Der Name hat hier, wie so oft, mit der Sache nicht das geringste zu tun; es war seit jeher Brauch, den Übergang vom alten Jahre zum neuen fröhlich zu begehen, und da der letzte Tag des alten Jahres den Namen des heiligen Silvester trug, so wurden ohne Rücksicht auf die kirchliche Bedeutung des Tages allerlei althergebrachte lustige und ausgelassene Bräuche mit diesem Namen ohne weiteres in Verbindung gebracht. An dem diesjährigen dritten Kriegsilvester ist freilich für das vor dem Kriege üblich gewesene lustige Silvestertreiben kein Raum, sondern wir müssen den Übergang vom alten ins neue Jahr auch diesmal in ernster Stimmung be-

gehen in der Weise, wie es Joh. Heinrich Voss in seinem bekannten, auf die Jahreswende gedichteten Liebes zum Ausdruck gebracht hat, das da heißt: „Des Jahres letzte Stunde / Er tönt mit ernstem Klang . . .“ Vor der Einführung der neuen Rechtschreibung schrieb man Silvester oder Sylvester; die Anhänger der ersten Schreibung berufen sich darauf, daß das lateinische Wort silva Wald (Silvester bedeutet Waldbmann) mit i zu schreiben sei, die Freunde der zweiten Schreibung führten dagegen ins Feld, daß schon während des Überganges vom Altertum zum Mittelalter sylva statt silva geschrieben wurde und daß auch der in Rede stehende Papst selbst sich Sylvester und nicht Silvester genannt habe. Die Schöpfer der neuen Rechtschreibung haben der Einheitlichkeit wegen die Schreibung Silvester festgesetzt und dies mit vollem Recht. Auf den Gymnasien wird die klassische und nicht die mittelalterlich-lateinische Schreibung silva gelehrt, und das hat man sich, um eine Einheitlichkeit herbeizuführen, bei der Schreibung des Eigennamens Silvester zu richten. Es wäre nur zu wünschen, daß man sich bei der Einführung der jetzigen Rechtschreibung auch in vielen anderen Fällen die Einheitlichkeit ebenso zum Muster genommen hätte wie im Falle Silvester.

Der 32. Dezember. Der 32. Dezember ist durchaus kein Scherz, er existiert vielmehr wirklich, und zwar handelt es sich dabei um eine Zeitbezeichnung, gegen deren Rechtmäßigkeit und Genauigkeit unter besonderen Bedingungen allen Kalenderbestimmungen zum Trost kein logischer Einwand gemacht werden kann. Der 32. Dezember existiert, wie die „Umschau“ bemerkt, tatsächlich für alle jene Leute, die zum Ende des Jahres die Seereise von Ostasien nach der neuen Welt zutüdeln. Denn da die Dampfer dabei ständig ostwärts fahren, sparen sie auf ihrem langen Wege einen Tag, und wenn daher die Fahrt mit dem Monatsende zusammenfällt, muß in den Schiffsaufzeichnungen entweder der letzte und erste Tag mit je 36 Stunden gerechnet werden, oder aber man trägt, um noch genauer zu sein, den 32. Dezember als den letzten Reisetag in das Schiffsbuch ein.

Der brennende Berg. Seit Menschengedenken brennt in der Saarbrücker Umgegend, bei Dudweiler, so schreibt uns ein Mitarbeiter, unausgesetzt ein Berg. Voller Staunen steht man vor diesem merkwürdigen Wunder der Natur, ohne eine bestimmte Lösung des Rätsels zu finden. Der Berg liegt ziemlich versteckt in einer Schlucht des herrlichen Dudweiler Buchenwaldes. Ein steiles Fäßchen führt hinaus in den Talkessel, wo allerlei Strauchwerk wuchert; gleich darauf steht man vor dem brennenden, dampfenden, rauchenden Felsenberg. Aus allen Spalten steigen, mit wechselnder Intensität, die heißen Dämpfe auf; zeitweilig wirkt es, als wollten die Dampfgewalten ihre Ausgangslore sprengen. Die austretenden Dämpfe sind sehr heiß, so daß man nur Sekundenlang Gesicht und Hände in ihre Nähe bringen kann. Apprige Moosbeete umlagern die brennenden Bergspalten, in einem weiteren Umkreise vertrocknen sie zu weicher Erdschicht, die in noch größerer Entfernung davon mehr und mehr verhärten. Der Berg trägt eine rote Tonschicht, in dessen tieferen Schichten man viele bemerkenswerte Versteinerungen von Pflanzen, Moosen und Tieren entdeckt. Unter der Einwirkung der Hitze hat sich der tonhaltige Stein nach und nach rot gefärbt, und man wird an gekannte Ziegelsteine erinnert. Über den brennenden Bergspalten, auf vorspringenden Erdschellen, stehen prächtige Eichensträucher. An den Moosen, die die rauchenden Risse umwuchern, hängen Wassertropfen, die im Sonnenlicht flimmern und glitzern wie die schönsten Diamanten. Vor einigen Jahrzehnten haben die Ausflügler in den heißen Dämpfen die Eier gekocht. Auch Goethe hat vor dem brennenden Berg gestanden und über die seltsame Beobachtung nachgedacht; das war im Jahre 1770 auf seiner Strazburger Reise. Man möchte fast zu der Annahme neigen, als habe er seine Faust, Höllen- und Hegenmoos- und Raubervorstellungen vor diesem brennenden Berg in der stillen wilden Waldschlucht erlebt. Goethe meinte damals, einen Schwefelgeruch wahrgenommen zu haben. Darin stimmt man ihm heute keineswegs zu; es ist kein vulkanischer Berg. In mehreren Kilometer Tiefe brennen Kohlenflöze, die ihre Dampfwellen durch die Spalten schiden. In allen Zeitläufen hat man versucht die Erdtiefe auszuforschen, doch vor den heißen Dämpfen mußte der Forschergeist Halt machen, und so brennt der Berg unbehindert weiter, ein ewig gleiches, wunderbares Geheimnis der Erdtiefe.